



# MEIN LEBENSBUCH

## Exklusivbeiträge zum Buchkultur-Jubiläum

**Was wir lesen, formt unser Denken**, unsere Sicht auf die Welt – manche Bücher begleiten uns sogar ein ganzes Leben. Werden immer wieder aufgeschlagen, verschenkt, verliehen, neu gekauft. Sie machen uns glücklich oder wühlen uns auf, spenden in mancher Notlage mehr Trost als eine Tasse Tee und geben bessere Impulse als ein gut gemeinter Ratschlag.

Uns freut besonders, dass zum Buchkultur-Jubiläum einige Autorinnen und Autoren von ihren Lebensbüchern erzählt haben. Denn schließlich sind alle Schreibenden auch Lesende. Diese Bücher sind natürlich ganz unterschiedlich – einige Überraschungen sind dabei und vor allem viele Anregungen zum Nachlesen. Auf den folgenden Seiten finden Sie ganz persönliche Geschichten über das Leben mit Büchern.

**BUCHKULTUR**  
in der Schule

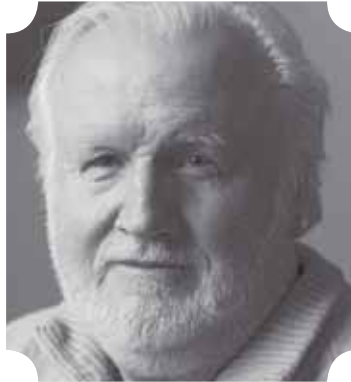
- **Wilhelm Pevny** James Joyce, Ulysses 18
- **Rebecca Gablé** Oscar Wilde, Das Bildnis des Dorian Gray 18
- **Ingrid Noll** Heinrich Hoffmann, Der Struwwelpeter 19
- **Andreas Eschbach** Robert M. Pirsig, Zen und die Kunst, ein Motorrad zu warten 19
- **Isabella Feimer** Ingeborg Bachmann, Malina 20
- **Hans de Beer** Herge, Tim und Struppi 20
- **Jagoda Marinić** Julio Cortazar, Rayuela – Himmel und Hölle 21
- **Leonardo Padura** J. D. Salinger, Der Fänger im Roggen 22
- **Sabrina Janesch** Gabriel Garcia Márquez, Hundert Jahre Einsamkeit 23
- **Peter Turrini** H. C. Artmann, How much, schatzi 23
- **Donna Leon** Charles Dickens, Große Erwartungen 24
- **Mechtild Glaser** Joanne K. Rowling, Harry Potter und der Stein der Weisen 24
- **Thomas Raab** Mira Lobe, Das kleine Ich bin ich 25
- **Judith Taschler** Milan Kundera, Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins 26
- **Jonas Lüscher** Richard Rorty, Kontingenz, Ironie und Solidarität 26
- **Klaus Merz** Gottfried Benn, Reisen 27
- **Klaus Baumgart** Hans Christian Andersen, Märchen 27

– WILHELM PEVNY –

*James Joyce, „Ulysses“*

MEIN LIEBLINGSBUCH? – „Ulysses“, keine Frage, mit 17, bis vielleicht 28 – Endpunkt des herkömmlichen Schreibens. Bis an die Grenzen des Möglichen gehen und möglichst darüber hinaus. Ulysses war für mich Endstation des abendländischen Epos, so wie „Warten auf Godot“ Endpunkt des abendländischen Theaters – danach könne man kein Theaterstück mehr für die Guckkastenbühne schreiben, und auf „Ulysses“ müsse etwas anderes folgen als herkömmliche Romane. Assoziative Pfade, Hinweise, Andeutungen, offene Dramaturgien – der Leser oder Zuschauer vollendet das jeweilige Werk. – Als ich mit 50 nochmals „Ulysses“ und „Warten auf Godot“ las, war der Staub für mich nicht zu übersehen. Meine Bibeln hatten an Glanz verloren. Heute würde Beckett sein Hauptwerk bearbeiten, um dasselbe mit anderen Mitteln zum Ausdruck zu bringen, dessen war ich mir gewiss. Es würde ihm gnadenlos gelingen.

„Das Theater der Grausamkeit“ von Artaud hatte mir zwi- schendurch den Weg an Beckett vorbei gezeigt, zurück zum Ursprung des Dramas und von dort in einer Art Happening zum magischen, überwältigenden Fest heutiger Zeit. – Was ich im Theater nie mochte, wurde mir bei den Romanen allmählich lieb: der Unterhaltungsfaktor. Die Schilderung des



inneren und äußeren Schaubilds „Mensch“ in der Gesellschaft. „Wahlverwandtschaften“ drängte sich mir vehement auf – so ungern ich es zugebe, da ich Goethe nicht mag. Da- nach „Die Erziehung des Herzens“ – Flaubert gewann für mich immer mehr an Bedeutung. Und dann – 14 Tage im Bett – der Klas- siker „Krieg und Frieden“. Fantastisch die Konstruktion, der Bogen, das Zeitbild, die geschilderten Beziehungen der Menschen in dramatischer Zeit der Veränderung. Und, ach ja, lange davor „Die Einsamkeit des Langstre- ckenläufers“ von Sillitoe, dieses Buch hätte ich jetzt beinahe vergessen, und dabei wäre ich ohne es vielleicht gar nicht mehr auf der Welt, oder jedenfalls nicht der geworden, der ich bin, was anderen ziemlich wurscht sein kann, einem selbst aller- dings nicht. Jedenfalls ist das Aufgezählte zusammengenom- men mein Lieblingsbuch, und dabei habe ich dutzende Werke – Büchner, Dostojewski, Kafka, Stendhal, Camus, und und und – zu erwähnen vergessen ...

ckenläufers“ von Sillitoe, dieses Buch hätte ich jetzt beinahe vergessen, und dabei wäre ich ohne es vielleicht gar nicht mehr auf der Welt, oder jedenfalls nicht der geworden, der ich bin, was anderen ziemlich wurscht sein kann, einem selbst aller- dings nicht. Jedenfalls ist das Aufgezählte zusammengenom- men mein Lieblingsbuch, und dabei habe ich dutzende Werke – Büchner, Dostojewski, Kafka, Stendhal, Camus, und und und – zu erwähnen vergessen ...

**WILHELM PEVNY** (\* 1944) lebt in Retz/NÖ; Theaterwissen- schafter, schrieb Filme, Theaterstücke und fürs Fernsehen („Alpensaga“ u. a.); Prosa u. a.: „Die Erschaffung der Gefühle“ (Wieser 2013; Buchkultur 151). Literaturpreis der Stadt Wien für sein Lebenswerk (2014). Zuletzt: „Trance“ (Roman, Wieser 2016).

– REBECCA GABLÉ –

*Oscar Wilde, „Das Bildnis des Dorian Gray“*

DER ROMAN, der mich schon mein halbes Leben wie ein etwas labiler Freund begleitet, ist Das Bildnis des Dorian Gray von Oscar Wilde. Nicht so furchtbar häufig gelesen, ist die Geschichte wohl trotzdem weithin bekannt, und sei es aus einer der rund zwanzig Verfilmungen: Der naive, achtzehnjährige Dorian Gray verliebt sich in sein eigenes Porträt und wünscht, nicht er möge altern, son- dern das Bildnis, auf dass er selbst auf immerdar so jung und schön wie in diesem Augenblick bleibe. Der Wunsch erfüllt sich, und unter dem Einfluss des mephi- stophelischen Lord Henry Wotton stürzt sich Dorian in einen zerstörerischen Sinnesrausch und reißt etliche Menschen ins Verderben. Doch die sichtbaren Spuren seines moralischen Niedergangs trägt stets nur sein Bildnis.

Was mich immer wieder dazu verführt, diesen Roman in die Hand zu nehmen, sind seine Widersprüche – die Ästhetik und hedonistische Leichtigkeit der Lebenswelt englischer Aristokrat an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert einerseits und andererseits die Hässlichkeit und das Grauen, das



zusammen mit dem nächtlichen Lon- doner Nebel durch die finsternen Gassen wabert, in denen Dorian seine Untaten begeht, die umso verstörender sind, als sie meist nur angedeutet bleiben. Die brillante Sprache und der Sog der präzise ausgearbeiteten Figuren tun ein Übriges. Schauerroman, Gesellschafts- satire, Tragödie und Farce, entlarvt der Roman die moralische Verlogenheit der viktorianischen Upper Class, die den

Autor nur fünf Jahre nach Erscheinen ins Zuchthaus brachte und vollständig zerstörte, und ist doch gleichzeitig ein wun- derbares Lesevergnügen. Am besten im Original zu genießen; aber wenn es auf Deutsch sein soll, dann unbedingt in der Neuübersetzung von Eike Schönfeld.

**REBECCA GABLÉ** (\* 1964 in Wickrath), eigentlich Ingrid Krane-Müschen, zählt zu den erfolgreichsten deutschsprachigen Autorinnen historischer Romane. In Düsseldorf studierte sie Literaturwissenschaft, Sprachgeschichte und Mediävistik. Heuer erschien mit „Die fremde Königin“ (Bastei Lübbe) Band zwei ihrer Reihe um Otto den Großen.

– INGRID NOLL –

*Heinrich Hoffmann, „Der Struwwelpeter“*



DER STRUWWELPETER hat mich in drei Lebensphasen begleitet: Als Kind, als junge Mutter und schließlich als Großmutter. Faszination und Grausen hielten sich stets die Waage. Es ist bekannt, dass der Arzt Heinrich Hoffmann das Bilderbuch für seinen dreijährigen Sohn gezeichnet und gereimt hat; er war natürlich alles andere als ein Profi, hat aber vielleicht gerade deswegen den richtigen Holterdiepolter-Ton getroffen. Zudem konnte er sich aus in der menschlichen Seele, hatte vor etwa hundertfünfzig Jahren bereits psychische Auffälligkeiten wie Anorexie, ADS-Syndrom, Pyromanie, Sadismus und Rassistismus beobachtet. Hunde, Katzen, Fische und ein Häschen sind die freundlichen Helden, Kinder sind meist unartig, ungehorsam und böse und sorgen für Unheil. Wahrscheinlich ist es nicht nur die reine Schadenfreude eines braven Kindes angesichts der strengen Bestrafung seiner Kollegen, es ist auch eine entlastende Übertragung, weil man selbst vielleicht schon ähnliche Tendenzen verspürt hat und sie sich jetzt tapfer verkneifen will.

Wie die meisten Kinder liebte auch ich unsere Haustiere und fand es einfach unerhört, dass der bitterböse Friederich Hunde und Katzen verprügelte. Beim abgepackelten Paulinchen fand ich die Strafe allerdings allzu hart, aber durch Grimms Märchen gestählt, wurde es gerade noch akzeptiert. Nicht aber beim Daumenlutscher! Beide Daumen ab – das ging zu weit, fanden auch meine Kinder und Kindeskinde. Warum bekam Konrad nicht einfach einen Schnuller?

Den lautesten Protest gab es bei unserem Nachwuchs, weil der riesige Nikolas die drei frechen Buben ins Tintenfass stopfte. Klar, dass die Jungs sich nicht politisch korrekt benommen hatten – aber der Nikolaus sollte doch eigentlich wissen, dass es keine Strafe ist, schwarz zu sein. „Black is beautiful!“, hätte er sagen müssen. An dieser Stelle hätten Minz und Maunz lieber mit einem doppelten Miau! Mio! eingreifen sollen als bei der unbelehrbaren Pauline.

**INGRID NOLL** (\* 1935 in Shanghai) begann zu schreiben, als die Kinder aus dem Haus waren – das Debüt „Der Hahn ist tot“ (Diogenes) wurde 1991 auf Anhieb zum Erfolg. Seither erschienen zahlreiche weitere Romane, zuletzt in diesem Jahr „Halali“ (Diogenes, s. Buchkultur 173).

– ANDREAS ESCHBACH –

*Robert M. Pirsig, „Zen und die Kunst, ein Motorrad zu warten“*



ICH WEISS NICHT MEHR, wie ich zu diesem Buch gekommen bin, aber ich habe es schon mehr als ein dutzendmal gelesen und bin immer noch nicht damit fertig. Von keinem anderen Buch habe ich mir je so sehr gewünscht, ich hätte es geschrieben. Und das, obwohl ich mit Motorrädern absolut nichts anfangen kann.

Allerdings geht es in dem Buch eigentlich auch nicht um Motorräder (selbst um Zen geht es höchstens in einem sehr entfernten Sinne), sondern viel allgemeiner um die Frage, wie man eigentlich etwas gut macht. Was das überhaupt ist: etwas Gutes, Gelungenes. Woran es liegt, wenn wir scheitern, und woran, wenn uns etwas gelingt. Woher die Krise unserer Industriegesellschaft rührt. Was Rationalität ist und was Mythos. Es geht, kurz gesagt, um die ganz großen Fragen. Die Handlung des Buches – ein Vater unternimmt mit seinem Sohn eine Fahrt mit dem Motorrad quer durch den Nordwesten Amerikas – scheint zunächst nur eine belanglose Rahmenhandlung zu sein für eine Reihe philosophischer Abhandlungen, die parallel dazu, wie die beiden die Rocky Mountains erklimmen, immer abstraktere Höhen erreichen. Doch plötzlich, gerade dann, wenn einen der Autor in eine Erleuchtung führt, von der man nicht gehant hat, dass ein Buch sie vermitteln kann, dreht sich alles um, und in der Rahmenhandlung enthüllt sich ein Drama, das einem die Gurgel zuschnürt.

Ein Buch, wie es jemand nur einmal im Leben zustande bringt. Vielleicht nicht für jeden das richtige, aber unter den Büchern, die mein Leben verändert haben, das wichtigste.

**ANDREAS ESCHBACH** (\* 1959 in Ulm) ist einer der wichtigsten deutschsprachigen Science-Fiction-Autoren. Bekannt wurde er vor allem durch den Thriller „Das Jesus-Video“ (Bastei Lübbe 1998). Zuletzt erschien 2016 der Alchemie-Thriller „Teufelsgold“ (Bastei Lübbe). Seit 2003 lebt Eschbach mit seiner Familie in der Bretagne.

– ISABELLA FEIMER –

## Ingeborg Bachmann, „Malina“

ABENDSONNE,

und ich denke darüber nach, warum Ingeborg Bachmanns „Malina“ mir ein Lebensbuch ist, eines, an das ich immer wieder denken muss, in Gefühlen denke ich daran, wenn so etwas überhaupt möglich ist, vor allem in wiederkehrenden, aus der Geschichte herausgenommenen Bildern, mir wiederkehrend sind sie, ich glaube, dass mir dieser Text und sein Verbobenes deshalb so wichtig sind, weil sie in mir ein Rätsel platzieren, ich sehe das Rätsel darin so wie ich filmisch gesprochen einzelne Szenen der Geschichte aufflackern sehe, sehe das Geheimnis, will es sehen, ohne es entschlüsseln zu wollen, die Halbsätze, Ausdruck der nicht exerzierten Kommunikation zwischen Ivan und der weiblichen Hauptfigur, sind mir deutliche Anzeichen, dass es ein Geheimnis gibt, das Geheimnis trägt nicht den Namen Malina.

EIN WINDSTOSS,

wieder und wieder kann ich den Text lesen, wieder und wieder hineinlesen, mich in einzelnen Passagen und dem Nichtgesagten der Halbsätze verlieren, das Ungargassenland der Bachmann ist zu meinem Ungargassenland geworden, ich habe es mir angeeignet, denke manchmal, dass ich es ihr gestohlen habe, das Ungargassenland, wenn mich die Straßenbahnlinie O ein Stück hindurch führte, war mir eine fremde Heimat, und jedes Mal, nachdem die Straßenbahn um die Ecke gebogen war und ich den Straßennamen an der Hausmauer sah, musste ich lächeln, vielleicht, gestehe ich, war ich auch ein bisschen in Ivan verliebt, jetzt nicht mehr, in das exotische und doch belanglose Drama des Ineinander-sich-fremd-Seins, vielleicht wollte ich die



Prinzessin von Kagran sein, kursiv geschrieben, wollte in dieser Textlandschaft des nostalgischen Sepia schweben – so sehe ich den Text, alles unter einem Schleier, und der Schleier, nicht das Geheimnis, lüftet sich, wenn das Ich in der Wand verschwindet.

DAS GEWITTER TREIBT NÄHER, ich habe keine Wand, in der ich verschwinden kann, kann mich nur von der Frage bewegen lassen, was dann ist, was geschieht dann, wenn das Ich in der Wand verschwindet, wie geht es weiter?, ich glaube nicht an

Enden, ich glaube, pathetisch gesprochen, an die eine große Geschichte, die uns alle weiter schreibt und die wir alle weiter schreiben, in einem Gedicht, dessen Setting Rom ist, schrieb ich: Liebe Inge, verschluckt habe ich deine Worte, verschlungen haben sie mich wie dich die Wand, die danach Feuer fing, verschlucken werde ich die Worte irgendwann erneut, vielleicht schon früher als es mich dazu drängen wird, Halbsätze, Märchenbilder, die eisige Stille zwischen manch Zeilen, verschlingen das Ungargassenland bei meiner nächsten Fahrt mit einer Straßenbahn.

REGENKULISSE,

ich zünde mir eine Zigarette an und lehne mich an die mir nächstgelegene Wand.

**ISABELLA FEIMER** (\* 1976) lebt in Wien, wo sie Theater-, Film- und Medienwissenschaften studiert hat. Sie schreibt Lyrik, Prosa, Drehbücher und Theaterstücke. Zuletzt erschienen der Gedichtband „Tiefschwarz zu unsichtbar“ (Limbus 2017) und der Roman „Stella maris“ (Braumüller 2016, s. Buchkultur 170).

– HANS DE BEER –

## Hergé, „Tim und Struppi“

BÜCHER SIND MEIN LEBEN, daher habe ich mehrere Lebensbücher. Wegen meiner Noma-denexistenz – ich lebe die eine Hälfte des Jahres in Italien und die andere Hälfte in Holland – habe ich manche Bücher sogar doppelt und an beiden Orten ein Exemplar. Das, was der Definition „Lebensbuch“ aber am nächsten kommt, ist kein einzelnes Buch, sondern eine ganze Reihe: „Tim und Struppi“ von Hergé. Müsste ich aus dieser nun einen einzigen Titel wählen, wäre es „Tim in Tibet“. Für mich ist es die gelungenste seiner Geschichten. Ausgezeichnete Zeichnungen (oft mit eisbärweißem Hintergrund) und eine schöne Erzählung, die



ganz ohne Schurken auskommt. Voller Hoffnung und Angst und niemals langweilig. Seit meinem 10. Lebensjahr ist „Tim in Tibet“ mein Lieblingsbuch – es wurde oft gelesen, war manchmal entspannend und manchmal inspirierend, aber immer wieder aufs Neue ein Fest für die Augen.

**HANS DE BEER** (\* 1957 in Muiden, Nordholland) studierte Geschichte und Illustration in Amsterdam. Bekannt wurde er mit seinen Bilderbüchern um den „Kleinen Eisbär“ (NordSüd), die erstmals 1987 in den Niederlanden erschienen sind. Heute lebt er mit seiner Partnerin in Amsterdam und bei Florenz.

FOTOS: MANFREDO WEIHS, PRIVAT

– JAGODA MARINIĆ –

*Julio Cortazar, „Rayuela. Himmel und Hölle“*



MEIN LEBENSBUCH ist, wenn es eins sein muss, „Rayuela – Himmel und Hölle“ von Julio Cortazar. Es war der Moment im Studium, in dem einen das Lesen langweilt, weil man das Gefühl hat, all diese Herren (sic!) kupfern ja doch nur jahrhundertlang von einander ab. Alles nach Schema. Ich lernte Spanisch damals, aus dem Mund von Argentinern. Das argentinische Spanisch lag etwas stolzer auf der Zunge als das meines spanischen Lehrers. Ich las Rayuela neu herausgegeben in einer mich völlig überfordernden Edition – rechts die Übersetzung, links das Original. Ich erinnere mich an dieses Buch, wie ich mich sonst nur an Filme erinnere, Maga sehe ich so klar vor mir wie Juliette Binoche in „Blue“. Der Anti-Roman war das Versprechen, dass noch viel kommen wird, dass man nicht nur in den Spuren des Vertrauten laufen muss, dass nicht jeder Weg schon gegangen wurde und die lesenden Menschen keine Idioten sind, die man von irgendwo abholen und irgendwohin mitnehmen muss. Da war außerdem diese Poesie, das Traumgleiche. Die poetische Prosa. Ein sehrender Ich-Autor, der sich für die Liebe auf die Streckfolter spannen lassen wollte. Alles war maßlos in diesem Buch. Auch die Unordnung, die vermeintliche, denn in sich hatte es eine Logik, im Grunde, das lehrte mich Rayuela, gibt es keine Unordnung. Wir setzen ständig neu zusammen. Wir können gar nicht anders. Deswegen ist auch jedes Ausbrechen letzt-

lich ein vergeblicher Versuch, sich dem zu entziehen. Auch der Anti-Roman war letztlich ein Roman ... Und doch atmete er anders. Ließ anders atmen. Es ist das einzige Buch, wegen dem ich mit Anfang Zwanzig mitten in der Nacht meine Haltestelle verpasst habe und mit einem alten Regional Express dann im Nirgendwo stand, wo natürlich nichts mehr fuhr. Irgendein Freund musste daran glauben und mich abholen. Das Schönste daran: Es war ein Buch gänzlich ohne Plot und ohne den Anspruch an eine fesselnde Handlung, der mich alles hat vergessen lassen. Spannung ist der Ort zwischen dir und dem, was du liest, dachte ich damals. Ich wünschte, ich hätte je wieder ein Buch so gelesen, auf diese Weise. Die einzige Rettung ist, dass man Rayuela immer wieder lesen kann. Und es ist nie dasselbe. Genau wie man selbst.

**JAGODA MARINIĆ** (\* 1977) wurde in Waiblingen geboren, ihre Eltern stammen aus Kroatien. Marinić lebt in Heidelberg als Journalistin und Autorin von Prosa und Bühnenstücken. 2016 erschien „Made in Germany – Was ist deutsch in Deutschland“ (Hoffmann & Campe, s. Buchkultur 167).

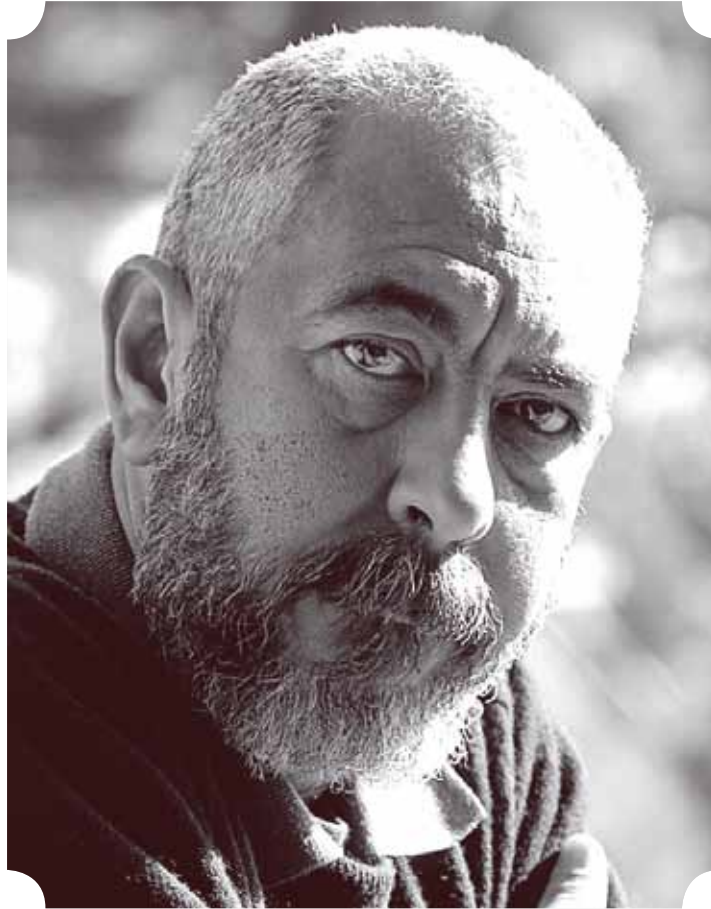
– LEONARDO PADURA –

*J. D. Salinger, „Der Fänger im Roggen“*

ICH HÄTTE DAS BUCH ersetzen können, habe es aber nie getan. Es ist das 1979 in Kuba herausgegebene Exemplar, ein Geschenk meiner damaligen Freundin und jetzigen Frau Lucía zu meinem immer ferneren vierundzwanzigsten Geburtstag. Manchmal denke ich, ich hätte den Roman früher lesen sollen, mit sechzehn oder achtzehn Jahren. Doch ich glaube, dass es Dinge gibt, die auf einen zukommen, wenn es an der Zeit ist, und so muss es in diesem Fall gewesen sein. Denn ich habe das Buch gerade zu der Zeit verschlungen, als in mir der Wunsch zu brennen begann, ebenfalls Literatur zu schreiben. Es hat mich zutiefst erschüttert.

Dass es mich erschütterte, war eigentlich nichts Besonderes. Mehr als zwanzig Jahre lang hatte es die halbe Welt erschüttert, und nachdem ich es gelesen hatte, erschütterte es auch die andere Hälfte des Universums. Denn wie jede gute Literatur ist es im Stande, eine derartige Reaktion hervorzurufen. Eine Fähigkeit, die von Dauer ist und in manchen ganz besonderen Fällen mit der Zeit nur umso größer wird.

„Der Fänger im Roggen“ ist so ein gewaltiges Buch. J. D. Salinger ist sein Autor, Holden Caulfield sein Held. Und ich bin einer seiner fanatischsten Leser. Warum habe ich es in fast vierzig Jahren nicht wie oft gelesen? Nicht wegen der Geschichte vom ziellosen Umherirren des Holden Caulfield, die ich inzwischen auswendig kenne. Auch nicht, so glaube ich, um durch die Romanfigur das spätere Verhalten des Autors zu verstehen. Ich lese diesen



Roman immer und immer wieder, weil er in mir ein großartiges Gefühl von Freiheit hervorruft, das ich genieße. Die jugendliche und scheinbar grundlose Rebellion des jungen Holden, seine Unverfrorenheit, seine Entfremdung von und sein Überdruß an einer normierten Welt sind die Beweggründe für seine Entscheidungen. Doch der Kompass, auf den er nie einen Blick wirft, von dem er jedoch geleitet wird und auf die uns Salinger mit der Unauffälligkeit großer Literatur hinweist, ist die Suche nach Freiheit, zu der sich so viele von uns hingezogen fühlen,

weil sie in einer Situation gefangen sind, die sie einengt und es ihnen bisweilen sogar unmöglich macht, sich danach zu sehnen, wirklich frei zu sein. Möglich, dass meine Interpretation von „Der Fänger im Roggen“ einseitig und voreingenommen ist; aber sie ist meine, von mir frei gewählte. Sie beinhaltet die Sehnsüchte und die Hoffnungen eines Menschen, der sich von diesem Roman vier Jahrzehnte hat begleiten lassen, in denen er schreibend dasselbe zu finden sich vornahm wie Holden Caulfield, indem er durch seine Gesellschaft und seine Welt irrte.

• *Deutsch von Hans-Joachim Hartstein*

**LEONARDO PADURA** (\* 1955 in Havanna) ist einer der wichtigsten kubanischen Gegenwartsautoren. Neben Romanen und Erzählungen publiziert er Essays und Reportagen. Bekannt wurde er mit seinen Kriminalromanen. Zuletzt erschienen die Erzählungen „Neun Nächte mit Violeta“ (Unionsverlag 2016).

– SABRINA JANESCH –

*Gabriel García Márquez,  
„Hundert Jahre Einsamkeit“*



LIEBER GABRIEL GARCÍA MÁRQUEZ, darf ich? Ich brauche auch sicher nur wenige Zeilen. Vor fünfzig Jahren haben Sie Literaturgeschichte geschrieben, eigenhändig einen Mythos erschaffen. 1967 erschien erstmalig „Hundert Jahre Einsamkeit“, und die Welt der Literatur hat sich verändert, denn etwas Neues war in sie gekommen: der Magische Realismus. Seit vielen Jahren begleitet mich der Roman, gleichermaßen als Leserin wie als Schriftstellerin. Die Fata Morgana der Sehnsucht, Sie haben sie Ihrem Werk unauslöschlich eingeschrieben. Als Leserin vergeht kein Jahr, ohne dass ich erneut hören will vom wechselhaften Schicksal der Familie Buendía, vom Ort Macondo und dem Urwald, der ihn umgibt. Von Mal zu Mal verstehe ich mich besser darauf, durchs Dickicht zu dringen, kenne mich aus, erkenne Wegweiser und geheimnisvolle Male. Ich weiß – so wie alle, die mit dem Roman vertraut sind –, dass er lebt, pulsiert im Rhythmus der Regen- und Trockenzeiten. Als Schriftstellerin hat sich mir, lieber Gabriel García Márquez, die Geschichte seiner Niederschrift tief eingebrannt: Man sagt, Sie seien gerade mit Ihrer Familie auf dem Weg in den Urlaub gewesen, mit dem Auto nach Acapulco. Unterwegs habe Sie dann die Inspiration übermannt, woraufhin Sie den Wagen wendeten und zurück nach Hause fuhren. Dort, in Ihrem Kämmerlein – so stelle ich es mir vor – schrieben Sie achtzehn Monate lang an diesem Werk. Eine Geschichte, fast so magisch und unerhört wie eine der Episoden aus dem Roman selber.

Die deutsch-polnische Autorin **SABRINA JANESCH** (\* 1985 in Gifhorn) studierte in Hildesheim Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus. Bereits ihr Romandebüt „Katzenberge“ (Aufbau 2010) fand viel Beachtung. Zuletzt schrieb sie „Die goldene Stadt“ (Rowohlt 2017) über die Entdeckung von Macchu Picchu durch den Deutschen Augusto Berns.

FOTOS: FRANK ZAURITZ, FRIEDLINDPARTNER

– PETER TURRINI –

*H. C. Artmann, „How much, schatzi?“*



ES GIBT EIN BUCH, das mich seit seinem Erscheinen im Jahre 1973 immer begleitet: Es heißt „How much, schatzi?“ von H. C. Artmann (Suhrkamp Taschenbuch Nr. 136). Da sind einige Geschichten vereint, von denen mir „Flieger, grüß mir die Sonne ...“ für ewige Zeiten ins Gemüt gewandert ist. Diese Geschichte erzählt vom nachdrücklichen und zugleich lächerlichen Versuch der Menschen, ihr Äußeres und Inneres zu nobilitieren, sich vor der Welt und vor sich selber besser zu machen, aber es endet doch alles wieder beim Ausgangspunkt. Was immer wir uns auch an Attributen zulegen, welche Bedeutungsträgerei wir auf uns häufen, am Ende sind wir doch nur ein Häufchen Elend und der Ausschlag geht nicht und nicht weg. Es ist ein Buch, eine Geschichte über das Heldische und über das Lächerliche und darüber, wie sehr wir das Erstere sein wollen und letztendlich das Zweitere sind.

**PETER TURRINI** (\* 1944) lebt bei Retz/NÖ; er zählt zu den wichtigsten deutschsprachigen Dramatikern, angefangen von der „Rozznjod“ (1971). Für seine Werke wurde er mit vielen Preisen ausgezeichnet; er verfaßte u. a. die „Alpensaga“ (gem. mit Willi Pevny). Großes Autorenporträt in Buchkultur 28. Zuletzt erschien „Ein romantischer Realist“ (über P.T., Studien Verlag 2016).

– DONNA LEON –

## Charles Dickens, „Große Erwartungen“

MAN HAT NICHT EIN LEBEN lang dasselbe Lieblingsbuch, doch momentan ist meines „Große Erwartungen“ von Charles Dickens. Es gibt bessere Romane, auch bedeutendere, aber mich fesselt dieses Buch jedes Mal, wenn ich es wiederlese.

Hauptfigur ist Pip, ein armer Waisenjunge. Er wird auf dem Land groß, wo er den entlaufenen Sträfling Magwitch bei seiner Flucht unterstützt, und verliebt sich schließlich in Estella, das verzogene Mündel der exzentrischen Miss Havisham. Zu guter Letzt verschlägt es Pip nach London, wo er dank eines anonymen Wohltäters zum Gentleman wird. Und was für ein Gentleman! Er lernt fechten und tanzen, gibt das Geld seines Gönners mit vollen Händen aus und wird zum Müßiggänger und Egoisten, der sich nicht um die Gefühle seiner Mitmenschen schert. Als er und Estella sich nach vielen Jahren wiederbegegnen, flammt seine alte Liebe zu ihr heftiger denn je wieder auf; sie aber will durch nichts mehr an die einfachen Verhältnisse erinnert werden, aus denen sie stammt, ist ganz die Lady auf der Suche nach einem reichen Mann und zeigt ihm die kalte Schulter. Pip hofft vergeblich auf Miss



Havisham: Nachdem ein Mann einst sie selbst leiden ließ, weidet sich diese nur an Estellas Herzlosigkeit. Die Gunst des Schicksals, sagt uns das Buch, kann einen Menschen verderben, Reichtum den Blick auf die Welt verzerren. Pip wird nicht direkt zu einem schlechten Menschen, aber arrogant und eitel ist er, und widerwärtig herablassend jenen gegenüber, denen er viel verdankt.

Dickens ist hier auf dem Höhepunkt seines Schaffens: Zwischen den Figuren, die anfangs wie bunt zusammengewürfelt

wirken, ist nichts dem Zufall überlassen, alles fügt sich am Ende ineinander; es gibt Furcht und Schrecken erregende Szenen; komische Episoden und Leid. Kein Wunder, dass Dickens zu den beliebtesten englischen Romanautoren zählt, angesichts dieser unbändigen Fabulierlust.

• *Deutsch von Werner Schmitz*

**DONNA LEON** (\* 1942 in New Jersey) hat schon in Siena, Venedig und London gelebt. Ihr Commissario Guido Brunetti ist fest in Venedig verwurzelt – seit 1992 hat er sechszwanzig Fälle gelöst, zuletzt: „Stille Wasser“ (Diogenes 2017).

– MECHTHILD GLÄSER –

## Joanne K. Rowling, „Harry Potter und der Stein der Weisen“

BÜCHER BEGLEITEN mich seit meiner frühesten Kindheit und waren für mich stets das Tor zu fremden Welten und Abenteuern, ein Wunder aus Papier und Tinte. Als Jugendliche schleppte ich Woche für Woche stapelweise neue Geschichten aus der Bibliothek nach Hause. Obwohl ich mich damals noch recht wahllos durch alle möglichen Genres las, Krimis, Historisches und sämtliche Werke von Jane Austen verschlang, bestand doch ein großer Teil meines Lesestoffs immer auch aus phantastischen Romanen.

Das Potterfieber erwischte mich dennoch erst, als bereits der vierte Band erschienen war, dafür allerdings dann so richtig. Ich war vierzehn und gleich begeistert von diesem bis ins kleinste Detail ausgearbeiteten Weltenentwurf, den skurrilen Charakteren und den ausgefeilten Plots, konnte nicht genug bekommen von witzigen Dialogen und magischen Verflechtungen. „Harry Potter und der Stein der Weisen“ zu lesen, würde ich rückblickend als das Schlüsselerlebnis bezeichnen, das mich vom Bücherwurm zur Buchverrückten machte. Eine Geschichte, auf so vielen Ebenen so perfekt durchkomponiert, dass es mich auch heute noch in Staunen versetzt,



wenn ich darin blättere.

Zwar hatte ich auch schon vor Harry mit dem Schreiben geliebäugelt, doch nach dem Lesen dieses Auftakts seiner Abenteuer war ich Feuer und Flamme und setzte mich schließlich an mein erstes Manuskript. Natürlich kam dabei erst einmal nicht gerade das erträumte Meisterwerk heraus und auch nicht beim nächsten oder übernächsten Roman aus meiner Feder. Die Wahrheit ist, dass dieses Buch auf einer Ebene rangiert, die ich wohl niemals werde erreichen können. Und gerade das macht „Harry Potter und der Stein der Weisen“ für mich

zu einem Lebensbuch: Es ist die Geschichte, die für mich immer über allem schweben wird und mich daran erinnert, welch große Kunst das geschriebene Wort sein kann.

**MECHTHILD GLÄSER** (\* 1986 in Essen) lebt, arbeitet und tanzt im Ruhrgebiet. Zuletzt erschien ihr Fantasy-Roman „Emma, der Faun und das vergessene Buch“ (Loewe 2017), in dem sie zahlreiche Motive aus Jane Austens Romanen verarbeitet.



– THOMAS RAAB –

## *Mira Lobe, „Das kleine Ich bin ich“*

EINES MEINER WICHTIGSTEN Lebensbücher ist ein Ratgeber. Thema Selbstfindung.

Werden wir ja überflutet diesbezüglich, aber dieser hier steht für mich an einsamer Spitze, ist mir so wichtig, ich kann ihn streckenweise auswendig. 1972, zwei Jahre war ich alt, da wurde dieses Buch geboren und begleitet mich seither, zuerst wie ein kleiner Bruder, irgendwann wie eine große Schwester, später wie ein treuer Freund, heute wie ein stiller, weiser Mentor.

Wenn ich die Worte in mir höre, wechseln fließend die Gesichter, die Stimmen all jener, die daraus lesen. Lebende und Tote. Meine Großmutter, meine Mutter, mein Vater, Kindergartenante, Lehrer, Freunde, später meine Frau, mittlerweile meine Kinder, irgendwann vielleicht auch Kindeskind. Und diese Gesichter lächeln allesamt, während sie daraus lesen, die Stimmen ein fröhliches Singen. Es ist kein Wälzer, sondern ein bescheidenes Buch, liebevoll von Susanne Weigel illustriert, voll Herzlichkeit und Klugheit, mittlerweile in Hosentaschenformat erhältlich, kann also überallhin mit, als Reiseproviant, wie es sich für einen Ratgeber eben gehört.

Und gut ist das, denn die Geschichte handelt von einer Wanderschaft.

Die Hauptfigur ist anfangs zwar glücklich, aber wird wie aus dem Nichts komplett aus der Bahn geworfen, irrt daraufhin stellvertretend für uns durchs Leben, verloren, suchend, getrieben von den Fragen: „Wer bin ich?“, „Bin ich so richtig, so klein, so anders?“, „Wo gehör ich dazu?“.

Und an jeder Ecke bekommt es zu hören: Na auf jeden Fall bist du zu hässlich, du Zwerg, das steht fest, zu dumm bist du auch, zu verschnörkelt, zu bunt, komisch einfach, Pony-Fransen, Dackel-Ohr. Eines jedenfalls ist sicher: Du bist keiner von uns, nie und nimmer. Denn wäre dem so, müsstest du ja so, und so, und ganz bestimmt auch genau so sein. Soso.

Da scheint keine Hilfe, kein Trost in Sicht. Bitter. Ja und dann kommt sie, diese Einsicht, die unsere Hauptfigur erkennen lässt, wie einzigartig und deshalb genau richtig sie ist, die ihr wieder Lebensfreu-



de schenkt, Wertschätzung. Eine Einsicht, die ich zwar als Kind schon verstehen konnte, aber heute noch zu verinnerlichen versuche, Tag für Tag. Reise eben.

Aber lesen Sie bitte gerne selbst. Erstmals. Oder erneut. Für sich. Oder vor. Und wer es auswendig kann, nur keine Hemmungen, einfach loslegen, Seelenbalsam, jederzeit und überall:

*Auf der bunten Blumenwiese geht ein buntes Tier spazieren, wandert zwischen grünen Halmen, wandert unter Schierlingspalmen, freut sich, dass die Vögel singen, freut sich an den Schmetterlingen, freut sich, dass sich's freuen kann.*

*Aber dann ...*

Die Autorin Mira Lobe wäre am 17. September 2017 104 Jahre alt geworden. Mit ihren Worten lebt sie weiter, über jede Zeit erhaben. Danke für dieses großartige Geschenk, dieses wundervolle Buch. Das kleine Ich bin ich. Und nicht nur für dieses ...

**THOMAS RAAB** (\* 1970 in Wien) ist Autor, Komponist und Musiker. Bekannt wurde er mit den Kriminalromanen rund um den Restaurator Willibald Adrian Metzger. Zuletzt erschien sein siebter Krimi „Der Metzger“ (Droemer 2016) über einen Fleischereierben, der Schriftsteller werden will.

– JUDITH TASCHLER –

## *Milan Kundera, „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“*

MIT SECHZEHN ODER SIEBZEHN las ich Milan Kunderas „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ zum ersten Mal. Alle meine Freundinnen lasen damals den Roman und wir sprachen auch viel darüber, für uns war er sozusagen ein Kultbuch. Die Geschichte ist voller Melancholie und ich glaube, das war es, was uns Jugendlichen unter anderem so gefiel. Wir durchlebten quasi den Weltschmerz, wollten uns selbst finden, fragten uns permanent nach dem Sinn des Lebens und hatten obendrein ein besonderes Interesse am Prager Frühling. Wir identifizierten uns ein bisschen mit den Nachbarn und ihrem gescheiterten Versuch, einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ aufzubauen. Wir hörten viel von unseren Eltern darüber, der Generation der Sechziger Jahre; im Mühlviertel hatte man damals die Ereignisse ängstlich verfolgt. Außerdem sprachen uns Kunderas philosophische Betrachtungen, die immer wieder im Buch vorkommen, sehr an. Der Roman ist zwar melancholisch, kommt jedoch mit einer Leichtigkeit rüber, die uns nicht hinunterzog, unsere Depri-Phasen (so würden die heutigen Jugendlichen das bezeichnen) taten das ohnehin zur Genüge. Dann kam der Film. Diese Verfilmung (1988) mit Daniel Day-Lewis, Juliette Binoche und Lena Olin ist eine wunder-



bar gelungene! Ebenso wie im Roman ist die Darstellung der Charaktere keine Schwarzweißmalerei, wir alle litten mit Teresa, bewunderten die selbstbewusste Sabina und verliebten uns natürlich in Tomas.

Ich las den Roman in den folgenden Jahrzehnten immer wieder und Kunderas Sprache und Schreibstil beeindruckten mich jedes Mal aufs Neue. Auch seine Romane „Der Abschiedswalzer“ und „Die Unsterblichkeit“ las ich mehr als ein Mal und gefielen mir sehr gut. Eigenartig fand ich bei meinen Lesungen in Tschechien

vor Germanistikstudenten, dass sie Kundera entweder gar nicht kannten oder nur sehr vage von ihm gehört hatten. Kein einziger Student hatte jemals ein Buch von ihm gelesen. Weitere Romane, die mich beeindruckten und jahrelang „begleiteten“, waren Nabokovs „Lolita“, Irvings „Gottes Werk und Teufels Beitrag“ und de Winters „Leo Kaplan“.

**JUDITH TASCHLER** (\* 1970 in Linz) studierte Germanistik und Geschichte. Mit ihrem zweiten Roman „Die Deutschlehrerin“ (Droemer) gewann sie 2014 den Friedrich-Glauser-Preis. Zuletzt erschien der Roman „David“ (Droemer 2017, siehe Österreich Spezial). Sie lebt mit ihrer Familie in Innsbruck.

– JONAS LÜSCHER –

## *Richard Rorty, „Kontingenz, Ironie und Solidarität“*

ALS ICH ZUM ERSTEN MAL RORTY las, stand ich an einem Kippunkt meiner intellektuellen Biographie. Anfang dreißig, mitten in meinem spät begonnenen Philosophiestudium, hatte sich die Hoffnung zerschlagen, mein Denken würde in der Philosophie Ruhe finden und ich würde mir dabei Gewissheiten verschaffen. Stattdessen hatte ich auf diffuse Art und Weise verstanden, dass das Denken – und damit auch das Zweifeln – zu keinem Ende kommen kann.

In dieser Lage stieß ich auf Rortys „Kontingenz, Ironie und Solidarität“ und fand dort eine schlüssige Erzählung dessen, was ich gerade erlebt hatte. Das Buch bot mir einen intellektuellen Unterschlupf, einen Denkstil, so würde Ludwik Fleck es nennen, der mir Heimat wurde; mehr als es ein geographischer Ort je war. Es ist das einzige Buch, von dem ich wirklich behaupten kann, dass ich es gelesen habe. Davon zeugen der gebrochene und mit Tesafilm geklebte Rü-



cken, die zahllosen Notizen am Rand und die Anstreichungen in vielen verschiedenen Farben, die davon berichten, wie mir zu verschiedenen Zeiten offenbar verschiedene Aspekte wichtig waren.

Dabei ist „Kontingenz, Ironie und Solidarität“ nicht eines jener philosophischen Bücher, die wie Trutzburgen daherkommen, in denen man es sich für den Rest seines Lebens behaglich einrichten kann. Es ist eine ziemlich schief zusammengesammelte Bretterbude, durch deren Ritzen der Wind

der Geschichte pfeift. Man kann sich dort kurz unterstellen, etwas Kraft schöpfen, aber dann muss man wieder raus ...

**JONAS LÜSCHER** (\* 1976 in Bern) lebt in München. Er studierte Philosophie und arbeitete als Dramaturg, Lektor und Lehrer. Zuletzt erschien „Kraft“ (C.H. Beck 2017, s. Buchkultur 170) – der Roman um einen Rhetorikprofessor in Geldnot wurde für den Deutschen und den Schweizer Buchpreis nominiert.

– KLAUS MERZ –  
*Gottfried Benn, „Reisen“*



WENIG GENUG

Lassen Sie mich aus den „einschlägigen“ Büchern, die es natürlich gibt, für heute ein einzelnes Gedicht in unsere Erinnerung zurückrufen. Es begleitet mich seit über fünf Jahrzehnten, zu Wasser, zu Land, in der Luft und daheim. In- und auswendig. Stets ist es an- und abrufbar. (Und das leise Pathos zum Schluss stört mich bis heute nicht.) Dieses triftige Gedicht, das ja, wie alle guten Gedichte, eigentlich ein ganzes Buch in sich trägt, stammt vom späten Gottfried Benn und trägt den Titel „Reisen“:

*Meinen Sie Zürich zum Beispiel  
 sei eine tiefere Stadt,  
 wo man Wunder und Weiben  
 immer als Inhalt hat?*

*Meinen Sie, aus Habana,  
 weiß und hibiskusrot,  
 bräuche ein ewiges Manna  
 für Ihre Wüstennot?*

*Bahnhofstraßen und Ruen,  
 Boulevards, Lidos, Laan –  
 selbst auf den Fifth Avenues  
 fällt Sie die Leere an –*

*Ach, vergeblich das Fahren!  
 Spät erst erfahren Sie sich:  
 bleiben und stille bewahren  
 das sich umgrenzende Ich.*

Quelle: Gottfried Benn. Sämtliche Gedichte. Klett-Cotta, Stuttgart 1998

**KLAUS MERZ** (\* 1945) lebt in Unterkulm/CH; veröffentlicht seit Mitte der 1960er-Jahre Lyrik, Prosa, Hör- und Theaterstücke und essayistische Arbeiten. Diverse Preise, zuletzt Friedrich-Hölderlin-Preis (2012). Im Haymon Verlag ist seine siebenbändige Werkausgabe erschienen, zuletzt der Gedichtband „Helios Transport“ (s. Buchkultur 169).

– KLAUS BAUMGART –  
*Märchenbuch meiner Großmutter*



ES HAT MICH WIRKLICH beschäftigt herauszufinden, welches Buch für mich am wichtigsten war oder ist.

Es gibt viele Bücher, die für mich wichtig waren. Oft sind es auch Schriftsteller, deren Stil ich liebe. Und fast jede Woche kommt ein neues hinzu. Aber das eine Buch, das wahrscheinlich entscheidend für mein weiteres Leben war, ist das Märchenbuch meiner Großmutter. Weil meine Eltern Flüchtlinge waren, gab es in meinem Elternhaus wenig Bilderbücher. Glücklicherweise aber hatte meine Großmutter ein wunderschönes altes Märchenbuch.

Immer, wenn sie mir daraus vorlas, waren das für mich ganz besondere Momente, denn ich verbinde nicht nur die Geschichten, die Illustrationen und die Stimme meiner Großmutter damit, sondern das Gefühl, durch ein Buch in eine andere Welt einzutauchen. Am Anfang jeden Kapitels gab es eine wunderschöne ganzseitige farbige Illustration. Die detailreichen Illustrationen waren zum Schutz mit Seidenpapier überdeckt. Dadurch bekamen sie für mich noch einen zusätzlichen Reiz. Ich spürte, welchen Wert Bilder in einem Buch haben und wie sie den Text unterstützen können. Das hat mich bis heute nicht losgelassen und ist sicherlich einer der Gründe, warum ich Bilderbuchmacher geworden bin.

(Anm.: Es war ein Märchenbuch von Hans Christian Andersen.)

**KLAUS BAUMGART** (\* 1951 in Salzgitter) arbeitete als Taxifahrer und Lithograf, lebte in Nepal und Indien. Bis 2017 war er Professor für visuelle Gestaltung in Berlin. Bekannt wurde er mit der Kinderbuchreihe „Lauras Stern“ (Baumhaus), die international ein großer Erfolg und für das ZDF sowie fürs Kino verfilmt wurde.